

BEATE MALY

DIE TRÜMMER SCHULE

JAHRE DER KINDER



ROMAN



ullstein

ullstein 

BEATE MALY, geboren in Wien, ist Bestsellerautorin zahlreicher Kinderbücher, Krimis und historischer Romane. Ihr Herz schlägt neben Büchern für Frauen, die entgegen aller Widerstände um ihr Glück kämpfen.

Von Beate Maly sind in unserem Hause bereits erschienen:

Die Hebamme von Wien

Die Hebamme und der Gaukler

Der Fluch des Sündenbuchs

Die Donauprinzessin

Der Raub der Stephanskronen

Die Salzpiratin

Die Kräuterhändlerin

Fräulein Mozart und der Klang der Liebe

Die Frauen von Schönbrunn

Die Kinder von Schönbrunn

Die Bildweberin

Die Trümmerschule - Zeit der Hoffnung

BEATE MALY

DIE

TRÜMMER

SCHULE

JAHRE DER KINDER

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Februar 2026

© Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126,
10117 Berlin 2026

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und
Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte
an produktsicherheit@ullstein.de

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Ildiko Neer / Trevillion Images (Kind) ; ©
Natasza Fiedotjew / Trevillion Images (lesende Frau) ;
© www.buersued.de (Hintergrund)

Gesetzt aus der Albertina powered by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06902-9

Prolog

Jänner 1945



Günther

Eine frische Schneeschicht lag auf den Dächern der Stadt. Sie ließ nicht nur die Häuser, sondern auch die Straßen und Gassen sauberer erscheinen, als sie tatsächlich waren. An jedem anderen Morgen hätte Günther sich über das kalte, glitzernde Weiß gefreut. Heute bemerkte er es kaum.

»Hier, nimm die Handschuhe, du wirst sie brauchen«, seine Mutter reichte ihm einen Wollschal und Fäustlinge, dabei vermied sie es, ihn anzusehen. Günther wusste genau, warum, ihre Augen waren seit Tagen

gerötet vom Weinen. Sie wollte ihn weder mit ihrer Angst noch mit ihrer Trauer anstecken, was unmöglich war. Beides hatte längst von ihm Besitz ergriffen. Seit der Brief der Armee gekommen war, befanden er und seine Mutter sich in einem Ausnahmezustand. Günther sollte in zwei Wochen in den Krieg ziehen. Der Führer brauchte ihn für den Endkampf. Günthers Mutter hatte noch am selben Tag eine Entscheidung getroffen. Sie war zum Pfandleiher gegangen, hatte ihren Ehering und das Tafelsilber verkauft und mit dem Erlös eine Bahnkarte erstanden. Gemeinsam mit dem restlichen Geld steckte die Karte jetzt in Günthers lederner Umhängetasche, die er noch vor Kurzem als Schulranzen benutzt hatte.

Günther war ein Vorzugsschüler. Die guten Noten flogen ihm förmlich zu. Seine Lehrer prognostizierten ihm eine Karriere als Wissenschaftler. Daraus würde nun nichts mehr werden. Die Schule war für ihn vorerst Geschichte. Im Februar war sein sechzehnter Geburtstag. Er war alt genug, um für den Führer zu sterben. Neben der Fahrkarte und den Reichsmarken befand sich Proviant für ein paar Tage in der Tasche, ein Pullover, lange Unterhosen, Socken und ein Geschenk für Frieda, eine Großcousine seiner Mutter. Er war der Frau noch nie in seinem Leben begegnet. Jetzt sollte sie seine Rettung sein.

Zuerst hätte Günther zu einer Großtante nach Ba-

den gehen sollen, doch seine Mutter hatte sich im letzten Moment umentschieden, denn die Schwester seiner Großmutter war unberechenbar. »Gut möglich, dass sie dich den Nazis ausliefert«, hatte seine Mutter gesagt. »Elisabeth hat seit Jahren den Kontakt zur Familie abgebrochen. Es gab einen Streit ums Geld, der nie beigelegt wurde.«

Günther war es gleich, wohin er geschickt wurde. Er kannte weder die eine noch die andere Frau.

»Deinen Ausweis zeigst du nur her, wenn es unbedingt notwendig ist«, sagte seine Mutter. Den Einrückungsbefehl hatte sie im kleinen Ofen in der Küche verbrannt. »Frieda wird dich in Villach abholen. Von dort bringt dich jemand zu einem Bergbauernhof. Da bist du sicher, bis der Krieg zu Ende ist. Es kann nicht mehr lange dauern.«

»Warum kommst du nicht mit nach Kärnten?«

»Du weißt, dass das nicht geht.« Ihre Stimme zitterte, genau wie ihre Hände. Günther wusste, dass seine Mutter am liebsten mit ihm in den Zug steigen würde. Es war das Geld, das ihnen dafür fehlte. »Ich kann meine Stelle als Krankenschwester nicht aufgeben. Wovon sollen wir leben? Ich muss Frieda Geld schicken, damit der Bauer dich versteckt.« Sie hob den Kopf und jetzt sah Günther die Tränen, die über ihre eingefallenen Wangen liefen. Es war erschreckend, wie dünn seine Mutter geworden war. Ihre Essensrationen steckten in seiner

Tasche. »In ein paar Wochen ist alles vorbei. Dann kehrst du zurück nach Wien.«

Günther nickte. Gerne wollte er die Worte seiner Mutter glauben, aber genau wie sie wusste er, dass die Zukunft völlig ungewiss war. Niemand konnte vorhersagen, was die Siegermächte mit Österreich vorhatten. Die Rote Armee rückte vor. Wer ausländische Radiosender hörte, wusste, dass Stalin ebenso gefährlich war wie Hitler. Würde es jemals ein freies Österreich geben? Eine Republik, die er nur aus Erzählungen seiner Eltern kannte? Günthers Vater war ein überzeugter Sozialdemokrat gewesen. Man hatte ihn bereits 1934 mundtot gemacht und mit einem Berufsverbot bestraft, weil er der falschen Partei angehörte. Er hatte das Krankenhaus verlassen müssen und nur noch Privatpatienten gegen Geld behandelt. Später gab er für den Führer unfreiwillig sein Leben. Würde Günther jetzt ein ähnliches Schicksal ereilen? Musste auch er für Hitler sterben, den seine Eltern stets verachtet hatten und für den auch er nichts übrig hatte?

Seine Mutter holte Günther aus seinen Gedanken: »Das Wichtigste ist, dass du am Leben bleibst.«

Sie öffnete die Wohnungstür. Im Gang stank es wie immer nach ranziger Kohlsuppe und fauligem Kraut. Günther konnte beides nicht ausstehen, dennoch würde er den Geruch vermissen. Auf dem Weg zum Südbahnhof nahm er nichts von seiner Umgebung

wahr. Nur hier und dort wehte eine rote Fahne mit einem schwarzen Hakenkreuz auf weißem Untergrund in sein Blickfeld. In den letzten Wochen waren es deutlich weniger geworden. Die wenigsten glaubten noch an den Endsieg. Plötzlich ertönten die Sirenen des Fliegeralarms. Ein Geräusch, das mittlerweile zum Alltag gehörte wie der morgendliche Malzkaffee ohne Milch.

Eine Frau ließ ihren spärlich gefüllten Einkaufskorb fallen, schnappte nach ihrem Kind und rannte die Straße entlang. Eine andere nutzte die Gelegenheit und nahm den Korb an sich. Statt ihn der Frau mit dem Kind nachzutragen, eilte sie mit ihrer Beute in die andere Richtung. Jeder war sich selbst der Nächste. Lebensmittel waren seit Monaten rationiert. Der Schutzbunker war zwei Kilometer entfernt. Die Hilfesuchenden strömten in diese Richtung. Es gab aber auch Menschen, die vom Lärm der Sirenen unberührt blieben und einfach ihren Weg fortsetzten. Zu oft war es in den letzten Tagen zu Fehlalarmen gekommen.

Auch Günthers Mutter reagierte nicht auf das Heulen. »Wir müssen zum Bahnhof.«

Günther schaute zum tiefblauen Himmel, an dem keine Wolke zu sehen war. Die Sonne ließ die Schneedecke auf den Dächern funkeln wie tausend kleine Diamanten. Es war, als würde das ungetrübte Wetter ihn verhöhnen. In seinem Inneren herrschte die Dunkel-

heit. Er suchte nach Flugzeugen, aber es tauchte keines auf. Wohl mal wieder ein Fehlalarm.

Je näher sie zum Südbahnhof kamen, umso mehr Menschen waren wieder auf den Straßen. Auch andere Fahrgäste hatten sich von den Sirenen nicht abschrecken lassen. Zielstrebig drängte sich Günthers Mutter an den Warteschlangen vor den Fahrkartenschaltern vorbei zum Bahnsteig drei, wo der nächste Zug Richtung Süden abfuhr.

Die Lokomotive samt Waggons stand bereits am Gleis. Vielleicht war es gut, so blieb keine Zeit für Tränen. Günthers Mutter nahm ihn in den Arm und drückte ihn ein letztes Mal an sich. Er konnte ihre Knochen durch den Mantel hindurch spüren.

»Ich liebe dich, wir sehen uns bald wieder. Pass gut auf dich auf.« Ihre Stimme verriet, wie groß ihre Angst war. Der Kloß in seinem Hals hinderte ihn daran zu antworten.

Als Günther in den Waggon kletterte, hatte er den Duft ihres Parfums in der Nase. Eine Mischung aus Citrus und Lavendel. Vor seinen Augen lag ein Träneschleier. Er schluckte und zog die Nase hoch. Nur nicht weinen. Wenn er erst einmal anfing, würde er nicht mehr damit aufhören. Wie oft hatte seine Mutter ihm gesagt, dass er tapfer sein sollte. Deshalb schloss er für einen Moment die Augen, nur ganz kurz, dann war er im Wageninneren. Die Worte seiner Mutter kamen ihm

ins Gedächtnis. »Ich habe dich nicht unter Schmerzen zur Welt gebracht, damit du für Hitler stirbst. Lebe, versprich mir, dass du leben wirst.«

Günther wollte das Versprechen halten. Tapfer blinzelte er die Tränen weg. Dann fuhr er sich mit dem Ärmel seiner Winterjacke über Nase und Augen und suchte nach einem Sitzplatz. Am Ende des Waggons fand er eine Holzbank, auf der ein Junge saß, der etwa in seinem Alter war. Seine Schuhe waren löchrig, die Hosen zu kurz und seine Jacke viel zu dünn für die Jahreszeit. Nervös glitten seine Augen über die Köpfe der Passagiere, so als hätte er Angst, entdeckt zu werden. War auch er auf der Flucht, um nicht für Hitler sterben zu müssen?

Schon setzte der Zug sich schnaufend in Bewegung. Der beißende Geruch verbrannter Kohle drang trotz geschlossener Fenster ins Wageninnere. Günther blickte ein letztes Mal aus dem Fenster und suchte nach seiner Mutter. Unter den Menschen am Bahnsteig entdeckte er sie mit einem Taschentuch in der Hand. Statt damit zu winken, schnäuzte sie sich hinein. Jetzt weinte sie hemmungslos. Günther schluckte. Er wünschte, er hätte sie nicht so gesehen. Das Bild würde sich für immer in sein Gedächtnis brennen. Am liebsten wäre er zum Ausgang zurückgelaufen, wäre aus dem fahrenden Zug gesprungen. Doch er blieb wie angewurzelt stehen und wartete, dass die Lokomotive aus der Bahnhofshalle ratterte,

vorbei an leeren Güterwaggons, Lagerhallen und Gebäuden. Nichts von dem, was er sah, hatte Bedeutung. Alles war so unwirklich wie in den bösen Albträumen der letzten Wochen, aus denen er Nacht für Nacht schweißgebadet erwacht war. Doch das hier war die Wirklichkeit und es war nicht die sanfte Stimme seiner Mutter, die ihn aufweckte, sondern eine tiefe, bedrohlich klingende Männerstimme, die ihn zusammenfahren ließ. Ein Schaffner stellte sich vor den Jungen, der in Lumpen in der Ecke saß. Der Bursche wollte aufstehen und weglauen, doch der Mann in Uniform hielt ihn an der Schulter fest. Sie befanden sich am Ende des Zugs. Es gab keinen Waggon, in den der Junge hätte flüchten können.

»Warum so eilig? In Wiener Neustadt übergebe ich dich der Polizei«, drohte der Uniformierte.

Die Augen des Jungen waren angstgeweitet. Sie waren von einem ungewöhnlich dunklen Blau, genau wie der Himmel vor den Fenstern des Zuges.

»Das ist mein Bruder«, mischte sich Günther ins Gespräch.

Völlig erstaunt drehte der Schaffner sich um. Günther war über seine spontane Bemerkung mindestens so überrascht wie alle anderen im Waggon. Der Schaffner musterte ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen. Günthers Kleidung war von guter Qualität, er

sah bestenfalls wie ein reicher, weit entfernter Verwandter des Jungen aus, aber nicht wie sein Bruder.

»Wir sind in den Fliegeralarm gekommen, deshalb haben wir nur eine Bahnkarte kaufen können«, log Günther weiter. Er spürte, dass der Junge in großer Gefahr war. Sich um die Sicherheit eines anderen zu sorgen, war einfacher, als sich um sich selbst Gedanken zu machen.

»Ach ja? Und das soll ich dir glauben?«

Günther öffnete die lederne Umhängetasche, holte seine eigene Bahnkarte heraus und sein Portemonnaie.

»Kann ich die Bahnkarte für meinen Bruder jetzt noch kaufen?«

Der Schaffner schien zu überlegen. Er sah auf das Geld in Günthers Hand. »Fliegeralarm?«, wiederholte er ungläubig.

»Ja, es kann doch nicht sein, dass Sie ihn nicht gehört haben. Wir dachten, dass der Zug nicht abfährt wegen der Bomber.«

»Hm«, der Mann in Uniform schob seine Mütze nach hinten und kratzte sich an der Stirn. Bestimmt hatte er die Sirenen gehört.

»Eigentlich müsste ich dich und deinen Bruder ...«

»Halbbruder«, besserte Günther aus und mit einem Mal schien der Mann der Geschichte Glauben schenken zu wollen. Vielleicht hatte er auch bloß keine Lust auf Ärger. Auf alle Fälle seufzte er laut und meinte dann:

»Meinetwegen. Ich stell euch eine Fahrkarte aus. Aber der Zug fährt nicht bis Villach. Ihr müsst in Bruck an der Mur aus dem Zug.«

Mit einem Schlag kehrte Günthers Nervosität zurück. »Gibt es dort einen Anschlusszug?«, fragte er ängstlich. Was sollte er in Bruck an der Mur? Er wurde in Villach erwartet.

»Keine Ahnung«, sagte der Schaffner. »Das kann im Moment niemand sagen. Es ist ein Wunder, dass dieser Zug überhaupt fährt.« Er nahm Günthers Geld entgegen und reichte dem Jungen auf der Holzbank eine Fahrkarte, dann ging er weiter zu den nächsten Fahrgästen.

Günther ließ sich neben dem Fremden nieder. Der starnte ihn völlig verdattert an.

»Warum hast du das gemacht?« Die Stimme war kaum mehr als ein heiseres Flüstern. »Ich kann dir das Geld nicht zurückgeben.«

Günther zuckte mit den Schultern. Er wusste selbst nicht genau, was ihn eben geritten hatte.

Der Junge streckte ihm die Hand entgegen. »Ich bin Bruno.«

»Günther.« Obwohl der Junge dürr war, hatte er einen kräftigen Händedruck.

»Hast du Hunger?«, fragte Günther. Noch bevor Bruno antworten konnte, holte er das Margarinebrot hervor, das seine Mutter ihm für die Reise geschmiert hatte. Er teilte es und gab die größere Hälfte Bruno.

»Danke.« In den blauen Augen lag ein unausgesprochenes Versprechen, es sorgte dafür, dass Günthers Herzschlag sich langsam wieder beruhigte. Das Bedürfnis, auf der Stelle loszuheulen, wurde kleiner.

Was immer ihn auf der anderen Seite des Semmerring erwartete würde, er war nicht allein und das fühlte sich auf tröstliche Weise gut an.

Eins

1947



Stella

Der einzige Weg in eine Zukunft ohne Hass sind die Kinder. Ihnen müssen wir eine gewaltfreie Erziehung angedeihen lassen und sie die Werte der Demokratie lehren. Selbstständig denkende junge Menschen sind in der Lage, Missstände zu erkennen und Lügen zu entlarven. Damit sich die Vergangenheit nie wieder wiederholt.

Stella zog das Blatt aus der Schreibmaschine, einer Adler 7, die fast doppelt so alt war wie sie selbst. Sie

stammte aus dem Büro eines hohen NSDAP-Mitglieds. Die Amerikaner hatten Stella die Maschine überlassen. Seit die Kinderfreunde vor zwei Jahren wieder gegründet worden waren, erschienen auch wieder regelmäßig die Publikationen der Familienorganisation. Es war ein Schock für Stella gewesen, als die Austrofaschisten nach dem Bürgerkrieg die Sozialdemokratie und alle ihre Teilorganisationen verboten hatten. Niemals hätten sie und ihre Parteigenossen gedacht, dass so etwas möglich werden könnte. Viele ihrer Freunde hatten Österreich damals verlassen. Wichtige Stimmen, die 1938 gefehlt hatten. Stella war eine von ihnen. Der gesamte Besitz der Kinderfreunde war von Dollfuß beschlagnahmt worden. Trotzdem hatten ein paar Idealisten im Untergrund und Widerstand weitergearbeitet und auf eine bessere Zukunft gehofft.

Jetzt war sie endlich da. Eine zweite Chance für Österreich. Unter der Kontrolle der Alliierten sollte das Land die Ideologie Nazideutschlands abstreifen. Kein leichtes Unterfangen, wenn man an die Bilder zurückdachte, die sich 1938 am Heldenplatz abgespielt hatten. Heute wollte niemand dort gewesen sein und Fahnen für den Führer geschwungen haben.

»Tippen Sie was Ordentliches auf dem Gerät«, hatte der amerikanische GI zu Stella gesagt, als er ihr die Schreibmaschine übergeben hatte. Seit ein paar Wochen war sie die Chefredakteurin der Zeitschrift *Sozia-*

listische Erziehung. Stirnrunzelnd las sie ihren Text noch einmal. Ob der amerikanische Soldat ihre Worte als »etwas Ordentliches« bezeichnen würde? Sie selbst war vorerst damit zufrieden. Als sie Felis Stimme aus der Küche hörte, legte sie das Blatt zur Seite und stand vom Schreibtisch auf.

Seit ihrer Rückkehr aus dem englischen Exil vor mehr als einem Jahr wohnte sie in der Wohnung ihrer besten Freundin Felicitas Straubinger. Die beiden teilten sich nicht nur die Wohnung, sondern auch den Arbeitsplatz am Lindengymnasium. Die Schule lag nur ein paar Straßenzüge von der Schottenfeldgasse entfernt. Feli war die Sekretärin der Schule, während Stella die Fächer Englisch, Deutsch und Latein unterrichtete. Voller Hoffnung hatte sie die Aufgabe angenommen und ebenso schnell realisiert, dass das nationalsozialistische Gedankengut unter den Lehrern und auch unter einigen Schülern noch weitverbreitet war. Da half es auch nicht, dass Deimels Vorgänger Doktor Pfeifer sich für sie eingesetzt hatte. Kurze Zeit hatte Stella gehofft, dass sie die neue Direktorin der Schule werden würde, doch im Unterrichtsministerium hatte man sich für ihren Kollegen Deimel entschieden. Die Zeit für eine jüdische Direktorin in Wien war noch nicht reif, hatte Stella bitter feststellen müssen. Zu allem Übel war Deimel ein altmodischer Lehrer, der Unterrichtsmethoden aus dem letzten Jahrhundert anwandte und sich offen antisemitisch ge-

gen Stella äußerte. Da er aber selbst nie Parteimitglied gewesen war und bloß in parteinahen Vereinen tätig gewesen war, konnte man ihm keine menschlichen Verbrechen nachweisen. Das Bildungsministerium hatte ihn zum Nachfolger des liberal denkenden Direktors Pfeifer bestellt. Die Entscheidung schmerzte Stella vor allem wegen der Kinder.

Hätte Deimel es gekonnt, hätte er Stella längst versetzen lassen. Doch da sie sich nichts zuschulden kommen ließ, waren ihm die Hände gebunden. An manchen Tagen war Stella knapp davor, die Schule freiwillig zu verlassen. Doch dann sah sie in die Gesichter ihrer Schüler und entschied sich fürs Bleiben. Außerdem waren da auch ihre Kollegen Maria Kleist und Josef Hacker, die ähnlich wie Stella dachten und arbeiteten. Auch sie verabscheuten körperliche Züchtigungen, Demütigungen und Machtmissbrauch gegenüber den Schülern. Immer wieder stellte Stella sich schützend vor ihre Schüler, bevor die Situation mit Deimel eskalierte. Danach flüchtete sie ins Sekretariat zu Feli oder in die Werkstatt zu Leopold.

Allein beim Gedanken an ihn wurde ihr warm ums Herz. Leopold hatte ihr geholfen, einen Teil der schrecklichen Schatten der Vergangenheit loszuwerden und das Leben wieder mit Freude und Zuversicht anzugehen. Er war Tischler, der immer wieder Aufträge im Lindengymnasium übernahm. Im Moment schrei-